Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 245 | Bydgoszcz / Bromberg, 24. Oktober | 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Das hilft ja alles nichts mehr."

„Willst du denn wirklich die Waffen strecken?"

„Wollen? Ach!" Silving steht auf und geht im Zimmer umher. Er ist groß und schwer.

„Wollen? Wer spricht denn von wollen, Axel? Ich habe von jeher deinen Optimismus bewundert —, das heißt, ich möchte es dir ganz offen sagen, mir scheint es, daß es weniger Optimismus bei dir ist als eigensinniges Blindseinwollen. Ich kann es verstehen. Mir ist es ja noch bis vor kurzem genau so gegangen. Aber als sie uns vor einem Jahre die GPU vor die Nase gesetzt haben, da wußte ich Bescheid. Und als ich dann auf vier Monate nach Moskau gerufen wurde zu „ehrenden wissenschaftlichen Arbeiten", wie es so schön hieß, da wußte ich erst recht, was kommen sollte. Und wir haben es ja bereits erlebt — als ich wieder nach Petrosavodsk kam, hatte die GPU bereits ganz schöne Arbeit geleistet, hatte die große Reinigung vollzogen, bei der sie meine Anwesenheit natürlich nicht brauchen konnten. Denn, daß ich die Deportierungen meiner engsten Mitarbeiter und aller anderen Finnen, die jetzt hundertweis verschleppt sind, niemals zugelassen hätte, das wußten die ganz genau so gut wie du es weißt. Daß ich mich aber den Erschießungen der Offiziere mit meinem eigenen Leibe widersetzt hätte, das darfst du glauben." Silving setzt sich. „Der arme Pawlov."

„Du hast morgen nochmals Gelegenheit, den Russen das Wasser abzugraben. Ich habe mit einigen Russen gesprochen, die vollkommen auf deiner Seite stehen."

„Ach, Axel! Glaube doch das nicht! Kein einziger! Sie werden sich schön hüten, noch dazu, wo Wontzov mit seinen Leuten sein ehrendes Erscheinen zugesagt hat! Aber auch wenn er nicht käme — niemand würde es wagen, sich offen zu mir zu bekennen. Soweit sind wir jetzt, so liegen die Dinge. Es bleibt mir morgen nichts anderes übrig, als nochmals in aller Ausführlichkeit für meine Tätigkeit Rechenschaft abzulegen, weiter nichts. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Wie sie dann stimmen, ist eine andere Frage. Aber soviel ich die Dinge überblicken kann, bin ich die längste Zeit Leiter der karelischen Republik und Vorsitzender des Exekutivkomitees gewesen. Da ist nichts mehr daran zu machen."

Silving klopft seine Pfeife aus. Axel zündet sich seine Zigarette an. Ein alter Bote kommt herein und legt noch einen Stoß Akten auf den Tisch. Schweigend geht er wieder hinaus. Man hat ihn fast überhaupt nicht gehört. Er war hier schon zur Zarenzeit. Silving hatte ihm seine alte Stelle wieder gegeben.

„Aber, Eduard, du mußt bedenken, daß wir immer noch über die Hälfte der Stimmen haben."

„Haben oder gehabt haben, das kann man nie so genau wissen. Du weißt, wie Pottojev die Leute ködert, wie er ihnen mit seiner Geheimnistuerei Angst macht. Und leider gibt es Schwache. Aber selbst, wenn wir mit einer Stimme in der Mehrheit bleiben — was dann? Würden sie dann nicht erst recht versuchen, unsere Leute mit Hilfe der GPU mundtot zu machen? Das Sterben würde dann etwas langsamer, aber vielleicht um so grausamer sein. Es ist schon gut, wenn morgen eine klare Entscheidung fällt — für meinen Sturz."

„Dann sind wir alle erledigt."

„Natürlich. Ich kann euch nicht mehr helfen."

„Und dann?"

„Was weiß ich?"

„Du nimmst es so leicht —."

„Leicht? Nein, Axel! Aber hier kann man schon nicht mehr von leicht oder schwer sprechen, denn es gibt dann gar keine Vergleiche auf derselben Ebene mehr. Es ist einfach aus dann. Aus. Mit uns, mit allem."

„Und Moskau? Du hast doch die schriftliche Bestätigung für die Selbstverwaltung! Die kann dir doch nicht von den Leuten hier genommen werden!"

„Axel, du verstehst die Dinge immer noch nicht. Du weißt nicht, daß es sich nicht nur um die Selbstverwaltung mit allen ihren Auswirkungen besonders zugunsten der finnischen Staatssprache handelt, sondern um viel mehr. Natürlich heißt die Hauptfrage morgen nur: Zweisprachigkeit oder nicht? Und daß ich gegen die Zweisprachigkeit bin, versteht oft nicht einmal ihr. Selbstverständlich würde es nichts ausmachen, wenn die amtlichen Bekanntmachungen auch auf russisch erscheinen, wenn in den Volksschulen auch Russisch gelernt werden müßte, das sieht sich so harmlos an und wäre es vielleicht auch unter vernünftigen Menschen. Aber diese Zweisprachigkeit soll ja keine Maßnahme der Vernunft und der wohlabwägenden Toleranz darstellen, sondern eine reine Kampfmaßnahme. Sie soll das erste Mittel in dem Kampf gegen die Anschauungswelt bilden, in der wir mit dieser finnischen Sprache die Bevölkerung erziehen und ihnen Vorbild auf allen Gebieten sind. Mit der Sprache wird der Mensch in eine besondere, eigenartige Welt hineingeboren, die seine Seele und seinen Charakter in einer ganz bestimmten einmaligen Richtung formt. Du sprichst sehr gut russisch und sehr gut finnisch, Axel, aber wie sprichst du zu Hause mit deiner Frau?"

„Schwedisch."

„Natürlich. Und du sprichst nicht nur schwedisch, sondern du denkst auch schwedisch und das heißt, daß du anders denkst als diese Russen. Wir können natürlich ihre Sprache annehmen, auch ihre Sitten und Gebräuche, es gibt genug Beispiele dafür. Es ist sogar auch möglich, daß der eine oder andere ihre Denkart und einen Teil ihrer seelischen Eigenschaften sich aneignen kann, es ist möglich, obwohl ich es noch nicht erlebt habe. Denn es klafft hier ein großer Unterschied, besonders aber zwischen uns und den russischen Schichten, die jetzt an der Macht sind, wenn wir uns auch äußerlich kraft einer ganz bestimmten Terminologie halb-

wegs verständigen können. Halbwegs, sage ich — und gerade hier liegt eine der Hauptursachen, warum sie gegen uns kämpfen, warum sie uns hier herausdrängen, warum sie uns, um es zu nennen, wie es wirklich ist, vernichten wollen. Ich habe, und dafür ist meine Arbeit Zeuge, das Programm in der karelischen Republik nach Wort und Buchstaben zu verwirklichen und zu erfüllen gesucht, aber das würde noch nicht genügen, das genügt nur in Rußland. Ich habe sogar versucht, es dem Geiste nach zu verwirklichen und zu erfüllen und hier ist der Ursprung des ganzen Konfliktes zu sehen. Denn was ich unter seinem Geist verstanden habe, ist eben, ich habe es im Laufe der Zeit feststellen müssen und sehe es jetzt ganz klar vor mir, etwas anderes als was die Russen darunter verstehen oder darunter verstanden wissen wollen. Ich brauche dich nur daran zu erinnern, daß wir hier gegen die Menschen ganz anders vorgegangen sind als in Rußland. Die Unermeßlichkeit ihres Landes hat sich auch ihrer Seele aufgeprägt, sie neigen zur Verschwendung und genau so wie sie es mit den materiellen Dingen des Lebens machen, so machen sie es auch mit den Menschen — sie können es sich leisten, Millionen verhungern zu lassen und andere Millionen zu deportieren. Es gibt keine Grenzen bei ihnen, nicht in der Liebe und nicht im Haß und nicht in der Gleichgültigkeit. Du weißt, daß wir da anders denken, daß wir den Menschen anders behandeln und daß wir auch ganz andere Methoden haben, um ihn zu überreden und zu überzeugen. Ich brauche dir den Unterschied nicht zu illustrieren. Du siehst ihn jeden Tag in sehr konkreter Gestalt am Hafen."

Silving nahm die Pfeife aus dem Bund und blätterte schnell in den Akten, die der Bote hingelegt hatte.

„Das ist nur einer der vielen Unterschiede, die uns in unserer Denkart von ihnen trennen. Ich möchte dich nur noch an die verschiedenartige Behandlung der reinen wirtschaftlichen Dinge erinnern, die wir ganz anders anpacken, was die Russen trotz aller Spezialisten, die sie sich kommen lassen, noch auf Jahrzehnte hinaus nicht lernen werden. Und wenn du dies alles klar und leidenschaftslos — ich fühle mich heute so ruhig nach allen diesen aufreibenden Monaten und kurz vor der endgültigen Entscheidung, über die ich mir, wie ich dir schon gesagt habe, nicht im geringsten im Zweifel bin — wenn du dir dies also ganz ruhig und scharf überlegst, so wirst du zugeben müssen, daß die Russen eigentlich recht haben mit ihrem Vorwurf, den sie zwar noch nicht ausgesprochen haben, den man ihnen aber aus ihren Augen und aus ihren Handlungen herauslesen kann, daß wir eigentlich keine zuverlässigen Kommunisten sind. Ich für meinen Teil muß sagen, daß ich in der letzten Zeit zu der Ansicht gekommen bin, daß ich auf einen solchen Vorwurf nichts Stichhaltiges entgegnen könnte. Wir haben zwar äußerlich, wie ich ebenfalls bereits sagte, alles streng nach dem Moskauer Vorbild aufgebaut, aber der Geist ist tatsächlich ein anderer. Schau dir doch einmal draußen auf dem Lande die Bauern an — natürlich machen sie alles mit, sie sind ja schließlich dazu gezwungen. Aber sie kümmern sich um die Politik überhaupt nicht und suchen alle Verordnungen, die wirklich eine wesentliche Veränderung ihres individualistischen Zustandes herbeiführen könnten, sofort zu umgehen: sie wollen Herren im eigenen Hause bleiben. Ich kenne diese Leute sehr gut, ich habe mich mit dieser Schicht bereits vor dem Kriege wissenschaftlich in Finnland damit beschäftigt — sie dürfen noch so arm sein, wenn sie nur das Gefühl haben, daß ihnen diese Armut auch persönlich gehört. Ich war nie darauf bedacht, diese strengen Verordnungen der Kollektivisierung ebenso streng durchzuführen, wie dies anderweitig der Fall war, denn, und jetzt kommt der interessante Punkt, gerade weil ich den Bauern soviel wie möglich ihre Freiheit ließ, wenn auch notgedrungen in der äußeren Form des Kollektivs, das aber meistens nur auf dem Papier stand, haben sie den Boden auch so bearbeitet, daß ich von der karelischen Republik sagen kann, daß sie als einer der wenigen Distrikte in Sowjetrußland die Zahlen des landwirtschaftlichen Planes mit Leichtigkeit erfüllen konnte. Wenn ich mich anders ausdrücken soll, so müßte ich sagen, daß wir hier lediglich durch die Durchbrechung des kommunistischen Gesellschafts- und Arbeitsprinzips die wirtschaftlichen Forderungen der kommunistischen Regierung erfüllen konnten."

Lundström schüttelt den Kopf.

„Das ist natürlich ein Paradox, es ist auf die Dauer ein unmöglicher Zustand, denn man wird, ob man will oder nicht, nach irgendeiner Seite hin zum Lügen verleitet. Ich haben natürlich von diesen Zusammenhängen niemals gesprochen, aber um so genauer habe ich sie nach allen Richtungen hin verfolgt und dieses Paradox schließlich auch auf anderen Gebieten des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens feststellen können. Dann erhebt sich natürlich die Frage: was nun? Und in dieser Frage liegt eben die nach der Entscheidung für Doktrin oder organische Entwicklung und von hier aus mußt du dich dann wieder ganz folgerichtig entweder für brutale Gewalt entscheiden, denn wenn deine Doktrin keine Erfolge hat, du aber an ihr festhalten willst, bleibt dir nichts anderes übrig als ein Rotarmist neben jedem Bauern, oder du mußt dich entscheiden für die Förderung eines organischen Lebens, das nicht von vornherein durch die Zwangsjacke von Theorien gebunden ist und abstirbt."

„Und du?"

„Ich? Ich mache mir nichts vor. All das, was ich dir jetzt gesagt habe, ist meine eigene Bankerotterklärung. Ich habe da allerdings noch eine kleine Entschuldigung — ich war von vornherein nicht darauf erpicht, die Doktrin über das Leben zu stellen, und ich hatte gehofft, im Laufe der Zeit rein organisch gerade hier in diesem Lande, wo mir alle organisatorischen Möglichkeiten zur Verfügung standen, eine Art Symbiose zwischen Idee und Wirklichkeit auf der Grundlage eines notwendigen Kompromisses herstellen zu können. Aber es ist mir dies nicht gelungen. Im selben Augenblick, wo ich mit allen Mitteln darauf drang, die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung zu heben, war ich gezwungen, ob ich nun wollte oder nicht, mich von den kommunistischen Doktrinen zu entfernen. Das ist alles."

Lundström schweigt. Er hat da nicht viel einzuwenden. Er hat in seiner Laufbahn als Leiter der verschiedensten Werke Erfahrungen genug gesammelt, um durch sein Schweigen seine Zustimmung auszudrücken.

„Das haben die natürlich gerochen", fährt Silving fort, „und wenn sie es nicht gerochen hätten, hätten sie es ja schließlich bei der kleinsten Kontrolle sehen müssen. Und jetzt sind wir natürlich nicht mehr zuverlässig. Das wäre noch nicht einmal so schlimm, wenn wir unsere Republik im Lande drin hätten wie zum Beispiel die Wolgadeutschen. Aber diese unsere Unzuverlässigkeit wiegt aus einem anderen Grunde um so schwerer, nämlich aus dem rein strategischen. Du kennst ja diese Dinge. Du weißt ja, daß Karelien das Ausfallstor nach dem Norden ist, und du weißt ja auch, daß gerade jetzt fieberhaft daran gearbeitet wird, um diese Ausgangsstelle für alle militärischen Bedürfnisse auszubauen. Ich bin da vielleicht etwas besser im Bilde als du, denn als ich 1918 von Finnland fliehen mußte und mich nach Stockholm wandte, habe ich von dort aus bereits alle Vorbereitungen getroffen, um das rote Norden zu schaffen mit einer Linie von Narvik über Petrosavodsk nach Moskau. Du weißt, daß Rußland den Hafen von Narvik braucht, es muß einen Zugang zum Atlantik haben, den es das ganze Jahr hindurch benutzen kann. Ich habe mich bereits damals dafür eingesetzt, aber leider war ich durch die Enthüllung dieses Planes gezwungen, Schweden 1920 wieder zu verlassen. Das weißt du ja. Diese Straße nach Narvik wird von Moskau niemals aufgegeben werden, sie muß gebaut werden und der Anfang dieser Straße liegt hier. Nun ist es klar, daß Moskau für den Fall einer Aktion, die natürlich erst in zehn, spätestens aber innerhalb der nächsten zwanzig Jahre erwartet werden kann, im Raume eines strategisch so äußerst bedeutungsvollen Stützpunktes wie Karelien das braucht, was es eine zuverlässige Bevölkerung nennt. So sehr sich Moskau auf die Kommunisten in Finnland, Schweden und Norwegen verlassen zu können glaubt, ebenso mißtraut es uns, den roten Finnen in Karelien, die wir jetzt seit fünfzehn Jahren das Moskauer Experiment selbst mitgemacht haben. Wir gelten — ich habe es ja jetzt wieder, wenn auch nur in scherzhaftem Ton, in Moskau hören müssen — als durchaus unzuverlässig, um die wichtigste Etappenbesatzung in dem Durchbruch zum Atlantik zu bilden. Das, mein verehrter Genosse Lundström, ist die Hauptursache, warum wir verschwinden müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Schicksal um Isabelle.

Skizze von **Ingeborg Tetzlaff-Mößner.**

Eine kleine, zartkolorierte Zeichnung in dem zerbröckelnden Goldrahmen eines längst vergangenen Jahrhunderts bewahrt noch ihr Bildnis. Auf der breiten, gebuckelten Stirn schwingen die Brauen flüchtig wie Schwalbenflug über den ernsten Mandelaugen, die Nase ist schmal und vornehm, der reingezeichnete Mund scheint still zu verzichten. „Madame du Gognier“ ist altmodisch verschnörkelt auf das vergilbende Papier ihr zu Häupten geschrieben.

Eigentlich müßte es Mademoiselle du Gognier heißen. Denn dies war ja immer nur ihr Mädchenname.

Sie ließ sich zeichnen in dem Kleid, das sie trug, als sie den Dauphin zum erstenmal sah. während sie damals die Spiegelgalerie im Schloß entlangging, leuchtete die gelbe Seide dieser Ärmel vierundzwanzigmal aus den Silberscheiben, schimmerten die matten Perlen auf ihrer rosigen Haut, flimmerte ihr blondes Haar unter der lichtblauen Haube. Der Dauphin, der gerade müde und freudlos aus der Flucht der Säle auf den Gang hinaustrat, sah sich von fern im Schein der Kristallüster aus allen Spiegeln auf sich zukommen, einen blau und goldenen Schmetterling, der zierlich auf ihn zuflügelte. An diesem Abend nannte er sie „ma chère“ und küßte ernsthaft ihre kleine ringbesetzte Hand. Die Spieluhr im grünen Salon nebenan klimperte „ma douce rose“, und Isabelle errötete unter der Puderschicht auf ihren Wangen.

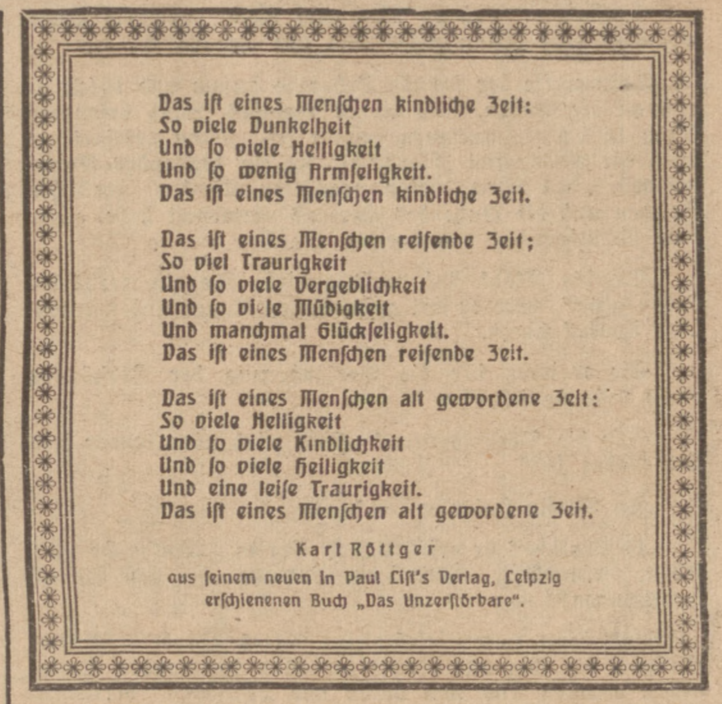
Seitdem liebte sie ihn. Wie ein Sturmwind einen leichten Vogel fortträgt, so trug er sie ziellos davon ins Unbekannte. Als sie ihn endlich wiedersah und er sich stumm über ihre zitternde Hand neigte, wußte sie, daß auch er an sie gedacht hatte.

Einmal spielte sie ihm vor. Das Spinett schluchzte sentimentale Lieder. Vor dem Fenster blühte der Magnolienbaum, und ein Duft von Regen und Pflanzen kam herein. Er saß hinter ihr in der Dämmerung, während sie bebend die Tasten suchte. Als sie den Deckel des Spinetts schloß und langsam aufstand, begegnete sie seinen Augen. Sie wagten beide nicht mehr zu atmen, sahen sich an, und ihr Schweigen war schon ein Geständnis.

Und dann kam der Abend jenes Gartenfestes. Die Springbrunnen stiegen im Schein der Fackeln in die Nacht, und die Geigen jubilierten. Der Duft von Rosen und Heliotropen mischte sich verwirrend mit den Parfüms der Herren und Damen, Lachen übertönte das Plätschern des Wassers in den Bassins, und das Rauschen der Seidenkleider war wie das des Windes in den Büschen. Isabelle sah den Dauphin mit seiner Gemahlin am Arm den Ball eröffnen und stand abseits am Treppengeländer, tödliche Verlassenheit im Herzen, während sie dem Herrn an ihrer Seite zulächelte. Später fand er sie allein beim chinesischen Tempelchen, und sie ließ sich stumm vor Seligkeit von ihm fort ins Dunkel führen unter die alten Bäume des Parks, wo die Sterne durchs Laubwerk schimmerten, der Nachtwind in den Blättern atmete und ein Käuzchen schrie, zukünftiges Unheil verheißend. Es gab nichts, was sie nicht hätte für ihn tun können.

Aber als Isabelle einem Kinde das Leben geben sollte, war alles zu Ende. Er kam noch einmal zu ihr an jenem letzten, verzweifelten Tag in Paris, ehe sie reiste, und obwohl sie beide wußten, daß sie einander nicht wiedersehen würden, lächelten sie sich Mut zu und sprachen nicht davon. Sie stand hinter der Gardine am Fenster und sah ihn davonfahren, aufrecht und seltsam steif saß er im Wagen, ohne sich noch einmal umzuwenden. Dann war er fort, und Isabelle weinte.

Sie tauchte unter in der Stille der Provinz. Ein Jahr später bezog sie ein altes, düsteres Haus mit feuchten, hallenden Treppen und Gängen in Bordeaux. Sie ließ sich Madame du Gognier nennen und galt für eine junge Witwe, die den Gatten durch einen Unglücksfall verlor. Ohne je ihr Töchterchen zu vernachlässigen, verkehrte sie flüchtig und liebenswürdig in den besten Familien der Stadt. Ein junger Maler, der sie hoffnungslos liebte, zeichnete sie zu dieser Zeit, wobei sie hartnäckig darauf bestand, in einem Kleid, das längst aus der Mode war, Modell zu sitzen. Es waren die Jahre, in denen sie die schwere, eisenbeschlagene Tür ihres



Das ist eines Menschen kindliche Zeit:
So viele Dunkelheit
Und so viele Helligkeit
Und so wenig Armseligkeit.
Das ist eines Menschen kindliche Zeit.

Das ist eines Menschen reifende Zeit;
So viel Traurigkeit
Und so viele Vergeblichkeit
Und so viele Müdigkeit
Und manchmal Glückseligkeit.
Das ist eines Menschen reifende Zeit.

Das ist eines Menschen alt gewordene Zeit:
So viele Helligkeit
Und so viele Kindlichkeit
Und so viele Heiligkeit
Und eine leise Traurigkeit.
Das ist eines Menschen alt gewordene Zeit.

Karl Röttger

aus seinem neuen in Paul List's Verlag, Leipzig erschienenen Buch „Das Unzerstörbare“.

Hauses ihren Sargdeckel nannte, während das Lächeln der Entsagung die ersten Falten um ihren Mund grub.

Bald darauf heiratete sie einen reichen Weinhändler, einen klugen und großzügigen Emporkömmling, der nie nach Vergangenem fragte und sie als ein kostbares Schmuckstück betrachtete, dessen Erwerb ihm seine Verhältnisse gestattet hatten. Sie bekam noch zwei Kinder, doch obwohl sie nichts an ihnen je versäumte, gehörte ihr Herz nach wie vor der Erstgeborenen. Die Jahre vergingen. Sie begann, nur noch schwarze Spitzenschleier zu tragen, und ging oft in die Kirche, — vielleicht, um zu beten, vielleicht auch nur, um allein in der Dämmerung zu Füßen der Madonna zu sitzen und das Licht gedämpft durch die bunten Scheiben zwischen die Pfeiler sickern zu sehen. Wenn sie sehr lange dort gewesen war, kehrte sie manchmal in ihr eigenes Haus wie eine Fremde zurück, die sich nicht auskennt.

Im Sommer verbrachte sie einige Wochen auf ihrem Landgut am Meer. Eins oder zwei ihrer Kinder begleiteten sie gewöhnlich, später pflegte sie manchmal auch allein zu reisen. Sie liebte die Stille dieser einförmigen Tage zwischen Blumen und Bäumen und in den kühlen, immer ein wenig modrig duftenden Stuben. Wenn sie dann nachmittags mit ihrer Stickerei unter dem Nußbaum im Schatten saß oder auf ihrem Spaziergang abends am Meer Welle auf Welle leise gluckend über den Strand laufen und zurückfluten sah, wunderte sie sich manchmal schwermütig, daß dies ihr Leben war, ihr einziges, einmaliges, niewiederkehrendes Leben. —

Sie starb, als sie die Sechzig eben überschritten hatte, und ward in der Kirche zum Herzen Jesu beigesetzt unter einer jener Grabplatten, deren Wappen nach Jahrhunderten noch sichtbar ist, wenn niemand mehr die Namen entziffern kann.

Die haargenaue Auskunft.

Heitere Skizze von **Bruno Richter.**

Es gab eigentlich nur einen einzigen Zustand, der dem Prokuristen Eberhard Mehlmann nach jeder Richtung hin restlos unerträglich war: Ungewißheit!

In demselben Maße, wie er sich auf seinem Wege vom Botenjungen zum Bureaugewaltigen eine aufs höchste gesteigerte Genauigkeit dienstbar gemacht hatte, hatte diese Genauigkeit ihn vom Menschen zum Rechenschieber hinabbefördert.

Deswegen geschah es nun, daß er einen behäbigen Herrn zu sich kommen ließ und ihm in leichter Verlegenheit die Geschichte einer verspäteten Zuneigung erzählte, die vor Wochen in einem waldumrauschten Kurort begonnen hatte.

Mehlmann berichtete klar und übersichtlich, daß er einer fernen, fremden Dame schon zuviel gesagt hätte, um noch

zurückzukönnen, daß es aber auch nicht vorwärts ginge, wenn er nicht genau wisse, was mit ihr los sei.

Dazu nickte der fremde Behäbige stumm und schloß ab und zu die Augen, als ob er manches ganz besonders innig in sich aufzunehmen gewillt sei. Dann eröffnete er leise, die Auskunftei „Nordlicht“ sei ein blühendes Unternehmen, das schon vielen gequälten Kunden seelischen Frieden und die Ruhe des Herzens vermittelt habe, gegen eine Grundgebühr von dreißig Mark.

„Dreißig Mark sind nicht zuviel für ein zerstörtes Lebensglück“, setzte er mit geschlossenen Augen und warnendem Tonfall hinzu.

„Sie meinen, für die Verhinderung der Zerstörung eines Lebensglücks?“

„Für die Verhinderung? Das wird aber teurer sein. Wo wohnt se?“

„In Berlin-Halensee . . .“

„Gefährlich, sehr gefährlich ist Berlin. Woll'n Se Vorleben, Gesundheit, Vermögen, Umgang, — hm, Liebesbeziehungen?“ —

Mehlmann unterschrieb ein ganzes Bündel Bestimmungen, die ihm alle Rechte an allen kommenden Ereignissen nahmen und ihm dafür alle „Pflichten“ verliehen. Er unterschrieb, um vom „Nordlicht“ viele Wochen lang nichts zu hören. Dann reklamierte er und wurde vertröstet. Reklamierte nochmals und wurde ausführlich vertröstet. Die Sache ruhe in den ausgezeichneten Händen des Vetters dieses Behäbigen, werde in Berlin von der blühenden Auskunftei „Polarstern“ bearbeitet. So beruhigend das auch war — die bitterlich ersehnte Klarheit erbrachte diese Auskunft nicht. Aber völlig nebenbei erfuhr Mehlmann inzwischen von einem Agenten eines wirklichen Auskunftsbureaus, daß die beiden alleinigen Inhaber die einzigen Blüten seien, die der „Polarstern“ und das „Nordlicht“ bisher getrieben hätten.

So fiel Mehlmanns Traum, beim Besuche seiner Verehrten bereits gründlich Bescheid zu wissen, zunächst ins Wasser. Der Besuch aber war abgemacht, und so fuhr der scheue Freier zur Dame seines Herzens mit nicht größeren Kenntnissen, als sie ihm seinerzeit die Gespräche unter den rauschenden Linden des Kurorts vermittelt hatten. Und natürlich färbten die trüben Zweifel Mehlmanns auf die ganze Begegnung ab. Man plauderte, tat amüsiert, besuchte „Rigoletto“ — wobei ihn die große Arie auch nicht gerade besänftigen konnte —, den „Faust“ und einige Konzertlokale. „Sie“ war zunächst erwartungsvoll, dann nett und behandelte ihn schließlich mit einer gewissen milden Nachsicht. Als aber dann der Zug anruckte, der ihn wieder davontrug, spürten beide, daß damit alles das zerriß, was sich damals so zart und heimlich angesponnen hatte.

Aus der würgenden Ratlosigkeit der Fahrt wurde Mehlmann erst durch zwei Briefe erlöst, die daheim auf seinem Schreibtisch lagen. Der eine kam vom „Nordlicht“. Ermittelt durch „Polarstern“ — stand darüber. Vor Ungeduld bebend las Mehlmann: „Erika Dahlberg, geboren am . . ., Sekretärin der . . . A.-G., — lebt geordnet, Vorfahren und selbst gesund, Grundstück in . . ., Gesamtwert etwa 70 000 Mark, mündelsicher, Takt und Bescheidenheit allseitig gerühmt, männlichen Umgang erst seit etwa fünf Tagen mit wenig vertrauenerweckendem Individuum unbekannter Herkunft, Jägerhut, grüne Pelerine, offenkundig Provinz. Mißtrauisches Gebaren, mit Vorsicht zu taxieren. Besuchte mit ihm Oper (Rigoletto), Schauspiel (Faust), vier Konzertlokale, und zwar . . . ., an aufeinanderfolgenden Abenden. Ermittlungen nach Beschriebenem können gegen Erstattung der Grundgebühr fortgeführt werden. Empfehlenswert, da Betrüger nicht ausgeschlossen. „Polarstern“, Berlin. Stempel, Unterschrift — — —.

Ein wenig glotzend blickte Mehlmann auf diese Zeilen. Hernach auf seinen abgeschabten Jägerhut und seine grüne Pelerine. Dann klopfte es, und der Robbenbart erschien. Es kam zu keiner Verhandlung. Denn nur Mehlmann redete. Der andere stolperte bald danach mit geschlossenen Augen über die Schwelle davon.

Im zweiten Brief aber schrieb eine wohlbekannte Frau, daß es nicht anginge, ein Vertrauensverhältnis fürs Leben einzugehen, wenn es mit einer spitzelnden Beobachtung eingeleitet würde. Die Beobachtung sei übrigens recht plump gewesen. Selbst hätte sie's nicht sagen wollen, und sie hoffe, daß er den Brief daheim vorfände. Für alles dankend, verbleibe sie — —.

Da begann Eberhard Mehlmann zu schwanen, daß es am Ende richtige wäre, in Zukunft die Düsternis seiner Grundsätze von etwas anderem als einem „Nordlicht“ erleuchten zu lassen.

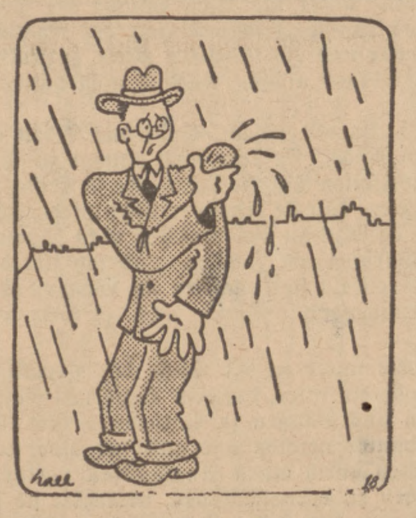
Ein ungewöhnliches Pferdeschicksal.

Der Hamburger Berichterstatter des Berliner „Lokal-Anzeigers“ weiß seinem Blatte die Geschichte eines ungewöhnlichen Pferdeschicksals zu berichten, die sicher bei allen Lesern Aufsehen erregen muß. Der Berichterstatter schreibt:

Auf einem Gut in der Nähe von Loitz verendete das berühmte Turnierpferd Hanko, auf dem Freiherr von Langen bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam die Goldene Medaille gewinnen konnte. Sein Besitzer, der sich als Reiter der SA zur Verfügung gestellt hatte, verunglückte bei der Military 1934 auf Irene tödlich. Hanko hatte in den letzten Jahren das Gnadenbrot erhalten. Sein Ende ruft die Erinnerung an den ungewöhnlichen Schicksalsweg eines Pferdes wach.

Zu Beginn des Weltkrieges wurde Hanko an der Westfront von einem deutschen Ulanen erbeutet. Später gelangte er in die Hände von Langens, der ihn mit an die russische Front nahm. Hier wurden Reiter und Pferd schwer verwundet. Beide mußten sich trennen. Nach langer Heilbehandlung wurde das Tier wieder hergestellt und verkauft. Freiherr von Langen genaß ebenfalls nach langem Krankenlager. Durch das Spiel des Zufalls entdeckte der Reiter seinen alten Kampfgefährten eines Tages vor dem Milchwagen eines Bauern. Hanko kehrte zu seinem alten Besitzer zurück, um sehr bald als Turnierpferd auf vielen internationalen Turnieren Aufsehen zu erregen. Die Krönung der turniersportlichen Laufbahn Hankos sowie seines Reiters war der Olympiasieg. Hanko hat ein Alter von 36 Jahren erreicht. Das Tier wurde vorerst im Gutspark bestattet, um später an der Seite seines ruhmreichen Reiters in Neuhof bei Wismar der Erde übergeben zu werden.





Regenwetter und wattierte Schultern.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.